

**DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE**  
**Mehrsprachigkeit · Unterricht · Theorie**

Hermann Funk / Gerhard Neuner (Hg.)

# **Verstehen und Verständigung in Europa**

**Konzepte von Sprachenpolitik und Sprachdidaktik  
unter besonderer Berücksichtigung des  
Deutschen als Fremdsprache**

**Cornelsen**

## **KOMMUNIKATIVE BEDINGUNGEN FÜR DIE DEUTSCHE SPRACHE IN MITTEL- UND OSTEUROPA**

### **Zum Beispiel Ungarn**

#### **0. Einleitung**

##### **1. Das Deutsche: Ein Spezialproblem**

Die Franzosen, sagt man, hätten es Kurt Tucholsky nicht verziehen, daß er die Deutschen „Boches“ genannt habe. Und seither ist es nicht einfacher geworden, sich als Deutscher über die Deutschen und das Deutsche angemessen zu äußern. Vor allem seit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten fühlen sich manche Nachbarn an frühere Zeiten erinnert, was nicht unbedingt eine Empfehlung ist. Wie geht man unter diesen Umständen damit um, daß sich im Gefolge des Zusammenbruchs des alten Ostblocks in Ostmittel- und Osteuropa ein Gebiet herausgebildet hat, wo nunmehr neben dem allgegenwärtigen Englisch auch das Pflänzchen des Deutschen zu mehr oder minder gedeihlicher Größe heranwächst?<sup>1</sup>

Von lange her angelegte Kontakte bilden den Boden dieser neuen Entwicklungen. Die verschiedenen Siedlungsbewegungen seit dem hohen Mittelalter, nicht zuletzt in der Zeit der Aufklärung, die Vielsprachigkeit unter dem Dach der K.u.K.-Monarchie brachten auch dem Deutschen einen Platz unter den gesprochenen Sprachen. Das Deutsche repräsentiert in diesem Raum auch die älteste Tradition von Schrift- und Standardsprachlichkeit. Schon immer war es dann auch die Sprache, die auf dem Weg lag, wenn man nach Westen wollte. Bei der jetzigen wirtschaftlichen und politischen Anziehungskraft des Westens verbindet sich dieser praktische Vorteil des Deutschen mit einem so wohl noch nicht dagewesenen symbolischen Wert.

Was so vom Osten her gesehen dem Deutschen einen sprachlichen Platz schafft, hat für die Deutschen den Vorteil, in seiner eigenen Sprache den Kontakt suchen zu können, ohne daß dies als ein neoimperialistisches Oktroi erschiene.

Wie oben schon angedeutet, entstehen hier aber Ängste, der alte deutsche Nationalismus erhebe hier – ökonomisch gewendet – wieder sein Haupt.<sup>2</sup> Manche Beiträge, die diesen Punkt diskutieren, setzen jedoch in einer Weise die Gleichung von nationaler und ethnischer Identität, von nationaler und wirtschaftlicher Konkurrenz voraus, die für die heutigen Verhältnisse in West-, Mittel- und Mitteleuropa anachronistisch erscheint.

## 2. Ostmitteleuropa: ein Sonderfall

Es sind aber die Bedingungen heutiger Gesellschaften, vor denen die Stellung des Deutschen in Mittel- und Osteuropa zu beurteilen ist.

Durch die ganze dokumentierte Geschichte des Deutschen finden wir eine feste Grenze im Westen des Sprachgebiets und eine weiche Grenze im Osten (vgl. dazu Eichinger 1992). Dem entspricht die historische Abfolge der Verfestigung schrift- und standardsprachlicher Strukturen: diese Abfolge führte zu den Entwicklungen, die dem Deutschen in Ostmitteleuropa einen anderen Status als den einer beliebigen Fremdsprache gaben. Nach den jüngsten politischen Veränderungen waren diese historischen Vorgaben eine der Grundlagen dafür, daß das Deutsche als eine Sprache mittlerer Reichweite in der behandelten Region in mancherlei Hinsicht die ideale Zweitfremdsprache hinter dem Englischen darstellt. Der Gebrauch des Deutschen läßt sich dann heute als praktische Anwendung des innerhalb der EU häufig positiv apostrophierten Prinzips der Subsidiarität verstehen.

Das Subsidiaritätsprinzip, gemäß dem alle gesellschaftlichen Entscheidungen auf der niedrigsten geeigneten Ebene getroffen werden wollen, relativiert ein strikt universalistisches Denken. Denn es macht in einer funktional vernünftigen Weise von Traditionsbezügen Gebrauch, die es nicht erlaubt, sie als provinziell oder politisch „rechts“ zu qualifizieren. Die Ansprüche nach Gleichheit müssen dann auch nach den Bedingungen des jeweiligen kommunikativen Netzwerkes bewertet werden. Damit ist die Lösung, in jedem Fall die höchste Stufe sprachlicher Vereinheitlichung zu benutzen („English only“), nicht verträglicher mit den Freiheits- und Gleichheitsanforderungen moderner Gesellschaften als differenzierte Möglichkeiten der Sprachenwahl, welche die Spezifik der jeweiligen kulturellen Vernetzung zur Kenntnis nehmen und außerdem Raum für den Solidaritätsappell in unseren demokratischen Gesellschaften lassen.<sup>3</sup>

## 3. Ungarn: Ein Beispiel

Um von diesen allgemeinen Vorüberlegungen zu praktischen Folgen für die Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache zu kommen, empfiehlt es sich, um es nicht mit zu viel störender Variation zu tun zu bekommen, sich auf einen konkreten Fall zu beziehen, der für das in Frage stehende Problem etwas Prototypisches hat.

Wir wollen uns hier auf Ungarn beziehen. Dafür sprechen die folgenden Punkte. Ungarn schließt unmittelbar an den deutschen Sprachraum an, hat allerdings nicht zuletzt in der nationalen Endphase der K.u.K.-Monarchie eine sprachnationale Eigenständigkeit entwickelt. Es gibt dort nur einen mäßigen Anteil muttersprachlicher Sprecher des Deutschen; sie gehören außerdem zu eher nicht standardsprachlich orientierten Bevölkerungsgruppen. Dennoch gibt es aufgrund der Nähe zum deutschen Sprachgebiet und wegen der schon länger erkennbaren ideologischen Vorreiterrolle im östlichen Lager („Gulaschkommunismus“) die Mög-

lichkeit eines vielschichtigen Kontaktes mit der deutschen Sprache. Daher ist hier eine stärkere funktionale Differenzierung der sprachlichen Anforderungen zu erwarten.<sup>4</sup>

## **A. Vom neuen Status des Deutschen**

Es ist keine Frage, daß sich die sprachenpolitische Lage für das Deutsche verändert hat. Die Frage ist eigentlich nur, welche sprachenpolitischen und fremdsprachendidaktischen Konsequenzen man daraus ziehen will. Es liegt im Interesse der deutschsprachigen Länder, einen angemessenen Platz für das Deutsche in Mittel- und Osteuropa zu finden, der dem Kontakt des Einzelnen, den kulturellen Bindungen sowie den wirtschaftlichen und politischen Interessen beider Seiten Rechnung trägt. Was hier angemessen ist, muß an den Bedürfnissen der Interaktion in diesen drei Bereichen gemessen werden.

Das Deutsche findet sich hier im Schnittbereich dreier Ebenen sprachlicher Konkurrenz, auf denen über eine sinnvolle Praxis der kultur- und sprachübergreifenden Kommunikation in dieser Region entschieden wird.

Auf den ersten beiden Ebenen geht es um die externe Begrenzung der kommunikativen Reichweite des Deutschen. Ein sinnvoller Gebrauch von Deutsch als Fremdsprache muß sich erstens mit den Ansprüchen und Möglichkeiten der weltweiten lingua franca Englisch vereinbaren lassen. Es muß zweitens die Funktionsteilung zwischen dem Deutschen und anderen europäischen Sprachen, die ihm in den relevanten Hinsichten zu vergleichen sind, geklärt werden.

Ausgehend von dem Anwendungsprofil, das sich daraus für das Deutsche ergibt, kann man drittens darüber sprechen, welche Form beziehungsweise welche Varietäten des Deutschen vermittelt werden sollen, um die funktionalen Anforderungen möglichst adäquat zu erfüllen.

### **1. Deutsch und Englisch: Teil einer Subsidiaritätshierarchie**

Der ungarische Staat und viele seine Bürger als einzelne Personen haben ein Interesse an Kontakten mit dem Westen. Aus westlicher Sicht ist es wichtig, diesen Staat – wie andere in Ostmitteleuropa – weitestmöglich in die westeuropäische Kommunikation einzubinden. Aus diesem gegenseitigen Interesse ergeben sich die verschiedensten Kontakte, vom kulturellen oder touristischen Besuch einer einzelnen Person bis zu den offiziellen staatlichen und wirtschaftlichen Beziehungen.

Nun hat sich weltweit für die Kommunikation über die Sprachgrenzen hinweg das Englische in verschiedenartig adaptierter Form durchgesetzt. Wäre das nicht auch in unserer Konstellation die einfachste Wahl? In Ungarn wie in den deutschsprachigen Staaten ist ja zumindest auf gymnasialer Ebene das Englische die Fremdsprache, die von den Schülern am meisten gewählt wird. Zudem ist das Englische unangefochten die Sprache der überregional-internationalen und der geradezu

raumlosen wissenschaftlichen, z. B. der naturwissenschaftlichen, Kommunikation. Es ist darüberhinaus nicht eine nur zufällig gewählte Welthilfssprache. Vielmehr symbolisieren das Englische – vor allem in seiner amerikanischen Variante – und alles, was dem amerikanischen Kulturkreis entstammt, durchgehend gesellschaftliche Modernität. Dagegen hat, zumindest bei großräumigster Kommunikation und in den angedeuteten Teilbereichen, keine andere Sprache weltweit eine Chance.

Dennoch kann man auf Zwischenstufen in der großräumigeren Kommunikation nicht einfach verzichten, und man sollte das auch nicht tun. Es gibt wichtige Konstellationen, in denen die Wahl der Übersprache Englisch unangemessen, im Sinn des kommunikativen Ziels sogar kontraproduktiv ist. Diese Inadäquatheit hat damit zu tun, daß sich hier alle Partner in einer anderen als ihrer Muttersprache bewegen. Diese sprachliche Konstellation führt zu Schwierigkeiten auf der Informations- und auf der Beziehungsebene. Man hat viel engere Grenzen der Kompetenz: Sachlich heißt das, man beschränkt sich auf das, was man ausdrücken – bzw. am anderen Ende: verstehen – kann, ohne daß die überlegene muttersprachliche Kompetenz zumindest des einen Partners die Chance zu systematischer Nachfrage böte. Auf der Beziehungsebene schlägt zu Buche, daß sprachliche Kultureme, etwa Höflichkeitssignale, nicht eindeutig zu interpretieren sind: folgt jemand einer „englischen“ Pragmatik, oder sehen wir die Pragmatik seiner eigenen Kultur im fremdsprachigen Gewand – mit allen denkbaren Zwischenformen?

Die Wahl der Partnersprache Deutsch kann zum gegenseitigen Nutzen diese Probleme vermeiden. Das sei an drei Beispielen verdeutlicht.

a) Die jetzt neu angeknüpfte Kommunikation zwischen dem alten Ostblock und dem Westen Europas findet ja nicht auf der leeren Tafel eines absoluten Neubeginns statt. Aufgrund alter Partnerschaften, in denen sich eine Präferenz für die Wahl des Deutschen entwickelte, spielt in Ostmitteleuropa das Deutsche traditionsgemäß eine wichtige Rolle. Unter den veränderten politischen Bedingungen konnte trotz der historischen Belastungen vor allem durch die Epoche des Nationalsozialismus an diese Vernetzung angeschlossen werden. Das ging nicht zuletzt deshalb, weil sich die alte Bundesrepublik Deutschland im Verlaufe der Zeit mehr und mehr als ein normales westeuropäisches Land dargestellt hatte. Wenn man nun aus verschiedenen Gründen gerade mit der deutschsprachigen Region Kontakt haben möchte, weil sie auch geographisch die erste Station Richtung Westen darstellt, spricht einiges dafür, sich auch sprachlich als Nachbar zu verhalten. Die geographische Lage wird als eine historisch gewachsene Nachbarschaftsbeziehung interpretiert; dadurch wird die Wahl der Partnersprache nahegelegt. In solch einer Situation – und das gilt wohl für die meisten Nachbarschaftsverhältnisse im kontinentalen Europa –<sup>5</sup> würde die Verwendung des Englischen eine künstliche Distanz herstellen.

b) Es gibt eine Reihe von Informationen, die einen an der deutschsprachigen Nachbargemeinschaft interessieren können und die in der englischen Übersetzung schwerer vermittelbar sind. Der Erfolg der bundesdeutschen Wirtschaft wird nicht zuletzt auf die Innovationskraft mittelständischer Betriebe zurückgeführt. Wie nicht zuletzt die Kritik aus den Kreisen dieses Mittelstandes an der englisch-

französischen Ausschreibungspraxis der EU zeigt, kann man die gewünschten Informationen von dieser Gruppe von Industriellen und Technikern auf jeden Fall einfacher und präziser auf Deutsch einholen.

Derselbe Effekt tritt aber auch bei abstrakteren wirtschaftlichen und politischen Diskurstypen ein. Mit der Bundesrepublik Deutschland tritt den mitteleuropäischen Partnern eine ganz spezifische Ausformung marktwirtschaftlicher und demokratischer Struktur entgegen: die „soziale Marktwirtschaft“. Wenn man dieses Konzept verstehen und vermitteln will, ist es zweifellos einfacher, das nicht über eine englische Übersetzung zu versuchen.<sup>6</sup> Ähnliches läßt sich vom politisch wichtigen „falschen Freund“ des *Föderalismus* sagen – auch darüber redet man leichter und besser nicht auf Englisch.

c) Die Sprache ist das kulturelle Gedächtnis der Gemeinschaft ihrer Sprecher, von ihrem alltäglichen Gebrauch bis zu den kulturellen Kerntexten von Philosophie oder Dichtung. Mit dem Lernen einer Sprache lernt man auch eine Kultur unmittelbarer und genauer kennen. Man sollte die Chance nutzen, eine Nachbarkultur auf diese – minimal gebrochene – Weise kennenzulernen, wenn es in der historischen Konstellation möglich ist.

Die Wahl einer Partnersprache achtet historische und regionale Bezüge, würdigt dadurch relevante Identitätsmerkmale und trägt zum besseren Gelingen der Kommunikation bei.<sup>7</sup> Das ist wohl auf sprachlicher Ebene, was man als die positiven Effekte des Prinzips der Subsidiarität ansehen kann: Reibungsverluste zu vermeiden und die Verantwortlichkeiten vor Ort zu stärken.

## **2. Deutsch und andere europäische Sprachen: *pari passu* auf Platz 2?**

Die Stellung des Englischen als weltweite *lingua franca* ist unbestritten, alle anderen Sprachen haben sich mit Aufgaben tieferer bzw. regional begrenzterer Art einzurichten. Sie haben zudem nicht zuletzt die Aufgabe des Wissenstransfers aus dem rein englischen Bereich der Fachlichkeit in eine größere Öffentlichkeit.

Wonach man nun die Eignung nach Ausbaugrad und sonstigem Status miteinander vergleichbarer Sprachen für die Zwecke regionalen übereinzelsprachlichen Austausches bewertet, mag variieren. Jedes Bewertungsmodell wird sich aber aus einer Mischung von situationsunabhängigen Merkmalen wie der Größe der Sprecherzahl, des gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungszustandes oder des Grades der Schriftsprachlichkeit und von situationsabhängigen Faktoren wie der geographischen Nähe, der Existenz traditioneller Bindungen oder der wirtschaftlichen Bedeutung zusammensetzen. Nach diesen Bedingungen sind Sprachen, die auf der nächsten Ebene „unter“ dem Englischen als Sprache innereuropäischer übernationaler Kommunikation gelten können, dadurch gekennzeichnet, daß sie im europäischen Vergleich große Zahlen von muttersprachlichen Sprechern hinter sich haben und die Staatssprache entsprechend großer europäischer Staaten sind. Als Vorteil ist bei dieser Konkurrenz auch die Zugehörigkeit zu einer Region hoher wirtschaftlicher Entwicklung zu werten (vgl. dazu Mermet 1993: 16ff).

In diesem Umfeld ist das Deutsche mit knapp unter hundert Millionen muttersprachlichen Sprechern eine große Sprache. Sie hat ihr Zentrum zudem eindeutig in Mitteleuropa. Das kompensiert für unseren Fall wohl die Internationalität des Französischen vor allem in Afrika und Kanada bzw. des Spanischen in Mittel- und Südamerika. Da es hier um den Wert des Deutschen als einer Regionalsprache in Mitteleuropa geht, zählt die Tatsache, daß das Deutsche die erste westliche Sprache eines bedeutsameren Wirtschaftsraumes ist, auf den man auf dem Weg nach Westen trifft, besonders viel. Was zudem das Prestige der Sprachen angeht, das in gewissem Umfang auch eine Rolle spielt, so sind hier sicherlich die historischen Verbindungen zum deutschen Sprachraum von Bedeutung. Aus diesen Gründen kommt es, daß das Deutsche dem Französischen als dem real ernsthaftesten Konkurrenten gleichwertig, für die meisten Bedürfnisse der praktischen Kommunikation in dem betrachteten Raum sogar überlegen ist.

### 3. Deutsch und Deutsch: Innere Mehrsprachigkeit

Der Grad der Beherrschung einer Sprache zeigt sich daran, wieviel an Variation, an „flexible response“ einem zur Verfügung steht. Im Deutschen spielt nun Variation auch intern noch eine besondere Rolle. Es ist wegen der Art und des Zeitpunkts, zu dem seine Standardnorm festgelegt wurde, weniger strikt normiert als etwa das Französische. Das Deutsche kennt mehrere Normzentren – die man nicht mit den Zentren der Eigenstaatlichkeit gleichsetzen muß (vgl. Wolf 1994; auch Glück 1995). Die sprachlichen Unterschiede, die von der Ausrichtung an verschiedenen Normzentren herrühren, beanspruchen zum Teil Geltung als konkurrierende Normen, zum Teil betrifft die Variation Bereiche, die zwar der sprachlichen Normung nicht unterliegen, in denen sich aber Unterschiede bei allgemeineren gesellschaftlichen Normen niederschlagen – man denke an unterschiedliche Systeme sprachlicher Höflichkeit. Man hat diese Erscheinung in den letzten Jahren zumeist unter dem Titel der polyzentrischen Sprachkultur behandelt: Nach dem Zusammenbruch der DDR sucht man jetzt nach Beschreibungsweisen, die weniger auf „Staatssprachen“ Bezug nehmen. So spricht Mario Wandruszka von der Polymorphie des Deutschen als einer Art innerer Mehrsprachigkeit. Damit beschreibt er, daß wir als muttersprachliche Sprecher und Hörer, Leser und Schreiber des Deutschen eine Reihe von situationsbedingten Varietäten zu unserer Verfügung hätten, zwischen denen wir frei wechselten, deren oberste aber die – schriftliche – Hochsprache sei. Dieses Bild ist im Hinblick auf die Normseite der sprachlichen Erscheinungen stark vereinfacht. Norbert Richard Wolf (1994: 22) schlägt daher vor, vom Deutschen als einer pluriarealen Sprache zu reden, um damit klar zu machen, daß es sich nicht um „etwas Einheitliches [handele], sondern ein Gefüge aus vielfältigen Sprachlandschaften, die sich auch standardsprachlich manifestieren und nicht bloß dialektal“.

Wir wollen uns im folgenden der Einfachheit halber auf eine gängige Grobgliederung des Deutschen in eine nördliche und eine südliche Variante beziehen – was das Problem sehr vereinfacht, aber immerhin einer gängigen Vorurteilslandschaft ent-

spricht. Sowohl im innerdeutschen Wissens- und Stereotypenvorrat wie in der Praxis des Unterrichts des Deutschen als Fremdsprache gelten die norddeutschen Varianten als normgerecht oder zumindest als normgerechter. Nun mag das für die Lerner des Deutschen als Fremdsprache, auch in Ungarn, jedenfalls zu Beginn des Lernens der fremden Sprache, nicht besonders erheblich sein: Der Fremdsprachenlerner braucht zunächst einmal eine Norm, welchen Status sie nun im einzelnen im Binnenland haben mag. Dabei prädestiniert die Schriftnähe der gesprochenen Sprache in nördlichen Versionen des Deutschen diese zur Neutralvarietät, da sich dadurch der Lernaufwand in einem ersten Schritt vermindert. Sofern unser idealtypischer Ungar aber in einem realen Ungarn lebt, gilt das natürlich nicht mehr so ungebrochen. Muß er sich doch fragen, in welcher Beziehung die von ihm neu zu lernende Sprache zu dem steht, was er möglicherweise aus seiner Tradition und aus der deutschsprachigen Nachbarschaft als südöstliche Variante des Deutschen kennengelernt hat. Die südlichere Variante des Deutschen hat für den Südosten aus dem Grund eine erhöhte Bedeutung, da sie den nördlichen Normansprüchen die eigene Normen begründende Kraft der Eigenstaatlichkeit Österreichs entgegenhalten kann. Wir brauchen uns hier nicht auf die Frage einzulassen, inwiefern es die sprachliche Wirklichkeit tatsächlich erlaubt, in diesem Sinn vom österreichischen Deutsch als einer Nationalvarietät zu reden (vgl. Reiffenstein 1983; Scheuringer 1993). Die staatliche Eigenständigkeit erlaubt jedenfalls, die Normrelevanz von sprachlicher Variation offiziell zu diskutieren, wie sie in Bayern in ähnlicher Weise vorliegt, dort aber als Typ von Variation auf der Ebene von Substandards zu betrachten ist.<sup>8</sup>

Wir wollen im Hinblick auf das ungarische Beispiel die Art und den Status der Variation, die das südliche Deutsch kennzeichnet, etwas genauer besprechen.

Ein Großteil der einschlägigen Diskussion wird mit lexikalischen Beispielen geführt.<sup>9</sup> Sie betrifft aber auch hier verschiedene und unterschiedlich schwerwiegende Fälle.

Da sind einerseits die staatspezifischen Terminologien; bei ihnen kann man eigentlich nur über ihren Geltungsbereich sprechen: das deutsche Abitur *Matura* zu nennen oder umgekehrt, gehört eher in die Bedingungen zum Gelingen von Sprechakten als in eine Diskussion über Fragen der hochsprachlichen Norm. Wenn man mit einem Staat in Kontakt kommt, wird es auf jeden Fall gut sein, die entsprechende Terminologie zu kennen.

Ähnlich steht es mit Namen für kulturelle Spezifika und für regional spezifische Benennungen von Dingen, die es anderswo in anderem kulturellen Kontext unter anderem Namen auch gibt. Häufig genannt werden hier die Benennungen für die verschiedensten Kulinaria vom *Paradeiser* bis zur *Golatsche*, vom *Topfen* bis zum *Schlagrahm* (vgl. Zemb 1984: 111ff).

Nun mag man hier der Meinung sein, Hochdeutsch sei, was die meisten Sprecher des Deutschen dazu sagten, und das sei einmal nicht die österreichische Form. Selbst auf dieser Basis ist aber schon nicht mehr recht zu entscheiden, warum die *Apfelsine* hochdeutscher sein soll als die *Orange*, der *Kloß* als der *Knödel*, der *Klempner* als der *Installateur*. In diesen Fällen ist die regionale Besonderheit nicht als das Ab-



weichen von der durch eine andere Form repräsentierten Norm anzusehen, vielmehr herrscht hier Variation innerhalb der standardsprachlichen Norm vor (vgl. z.B. Eichhoff 1977/1978/1994).

Noch unübersichtlicher wird die Lage, wenn wir das systemlinguistische Zentrum verlassen. So wenn bei Untersuchung der Suprasegmentalia der Lauteindruck, den die Äußerungen insgesamt hervorrufen, bewertet werden soll, und wenn man darüber hinaus den Weg hin zur Beurteilung der Sprachverwendung, zu den Regeln der Pragmatik, geht. Viele der stereotypen Vorstellungen, die Sprecher nördlicher und südlicher Varietäten des Deutschen voneinander haben, beruhen auf Merkmalen aus diesem Bereich. Wandruszka hat den typischen Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Sprechern des Deutschen als den zwischen Staccato-Sprechern im Norden und Legato-Sprechern im Süden apostrophiert und folgendermaßen erläutert: „Gemütliche Legatosprecher haben einen Horror vor einem gewissen Stakkatodeutsch. [...] Legatosprecher sind allergisch gegen ‚Ruckzuck‘ und ‚Zackzack!‘, sie lassen sich nicht gern ‚auf Zack bringen‘. Ein noch so freundlich gemeintes ‚Täch!‘, ein noch so fröhliches ‚Tschüß!‘ klingt in ihren Ohren naßforsch und schnoddrig.“ (Wandruszka 1990: 173 f.) Die in diesem Zitat verwendeten Adjektive *gemütlich* bzw. *naßforsch* und *schnoddrig* zeigen, daß nicht der naturwissenschaftlich-phonetische Befund den entscheidenden Unterschied ausmacht, den macht vielmehr die jeweilige Interpretation dessen, was im eigenen System als angemessenes sprachliches Agieren angesehen wird. Basis der Mißverständnisse ist – auch das zeigt das Zitat Wandruszkas –, daß das eigene Regelsystem als Maßstab zur Beurteilung der Angemessenheit einer Äußerung herangezogen wird, die einem anderen Regelsystem folgt. Wandruszka folgt mit freundlicher Sympathie dem System der als gemütlich apostrophierten Legato-Sprecher (s. dazu Eichinger 1989: 53–55). Objektiv sieht die übliche Einschätzung aber anders aus. Die beiden Regelsysteme werden nicht als gleichwertig angesehen, vielmehr gilt das nördliche System als das „normalere“. Wohl weil sich die nördlicheren Sprecher des Deutschen mit der Realisierung der Standardnorm insgesamt leichter tun, dann auch aus allerlei historischen Gründen, auf die hier nicht eingegangen werden soll, gilt auch ihr sprachliches Verhalten, ihr Höflichkeitssystem, als standardgemäß – wenn auch nicht immer als angenehm. „Obwohl er deutsch war, nirgends recht am Platz und zugleich raumverdrängend in Haltung, Gestik und Sprache [...]“ (Handke 1994: 112): dieses von Peter Handke gegebene Bild konzentriert südliche Stereotypen über die Effekte dieses Systems.

Die mit diesen Unterscheidungen und gegenseitigen Einschätzungen verbundenen Fragen spielen eine wichtige Rolle, wenn, wie im Falle Ungarns, die Nachbarschaftsvarietät des Deutschen nicht der nördlichen Standardnorm folgt.

## B. Das Deutsche in Ungarn

Nach dieser Skizze der regionalen Differenzierung des Deutschen soll nun erstens Platz und Funktion des Deutschen in Ungarn genauer zu beschrieben werden. Zum

zweiten kann man sich überlegen, in welchen Situationen der ungarische Deutschlerner das Deutsche verwenden wird, und zum dritten, wie die Lehre des Deutschen als Fremdsprache sinnvoll auf diese Konstellationen des Deutschgebrauchs abgestimmt werden könnte.

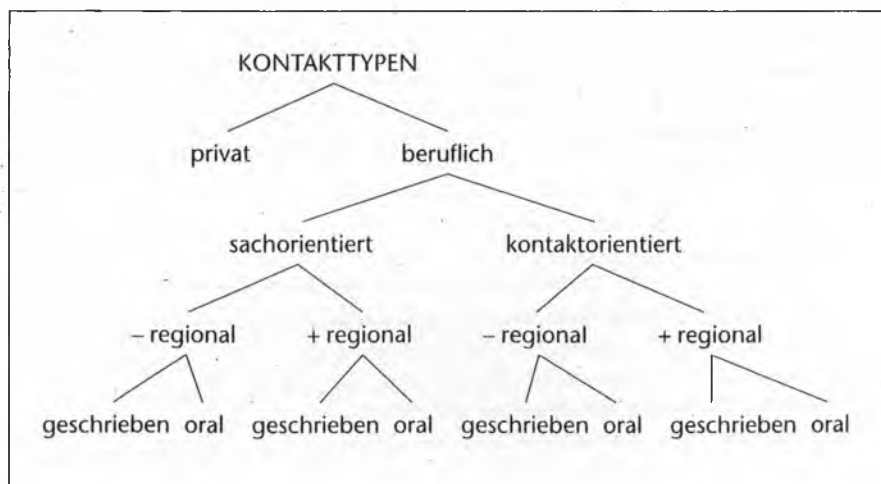
## 1. Der Sinn von Deutschkenntnissen

In den mittel- und osteuropäischen Staaten sucht man nach einer vernünftigen zweiten Fremdsprache. Das Deutsche ist in vielen Fällen eine vernünftige Wahl für diese Position. Daß dem Englischen der erste Platz gehört, ist unstrittig. Es ist der alte Platz des Russischen, der zumindest zu einem größeren Teil neu zu vergeben ist. Etwas längerfristig wird sicherlich in Ostmitteleuropa der Wert des Russischen als einer funktionalen Nachbarschaftssprache wieder anders als jetzt gesehen werden können – was aber nicht mehr zum früheren ideologisch begründeten Umfang des Russischlernens führen wird.

Für das Deutsche sprechen im Fall Ungarns auf jeden Fall die folgenden Punkte: Seit der Gründung des ungarischen Königreichs gibt es einen kontinuierlichen Kontakt Ungarns und seiner herrschenden Schicht mit dem deutschen Sprachraum. Neben den allgemeinen Kontakten – man vgl. zum Beispiel auch den ursprünglichen Umfang des Bistums Passau und seine allmähliche Einschrumpfung – sind die verschiedenen Einwanderungsschübe im Verlaufe der Jahrhunderte, vor allem die in der Zeit der Aufklärung (18. Jh.) hervorzuheben. Sie führen zum Kontakt mit regional entfernten Varietäten des Deutschen, wenn es auch nicht um schriftsprachlich geprägte Bevölkerungsgruppen ging, die durch diese Einwanderungsschübe nach Ungarn geholt wurden (s. Földes 1993). Der deutlichste Einfluß – auch auf schriftsprachlicher Ebene –, der auch die heutige Situation noch entscheidend prägt, kommt von den gegenseitigen Bezügen zwischen Budapest und Wien und von der Ausstrahlung des Wiener Kaiserhofs im Rahmen der habsburgischen Monarchie. Es handelt sich bei dieser Beziehung um einen kontinuierlichen und offiziellen Kontakt mit dem südostdeutschen Sprachraum und den von ihm repräsentierten Normen.<sup>10</sup> Das 19. Jahrhundert bringt eine Vielzahl von historisch-politischen Veränderungen, die auch die Sprachenfrage betreffen, und setzt mit der Festlegung der Nationalstaatsgrenzen – auch der allmählichen Voneinanderentfernung Österreichs und Ungarns – einen neuen Rahmen für die Durchsetzung und Ausformulierung standardsprachlicher Normen. Eine einschneidende Phase in der historischen Entwicklung stellt die Zeit des Nationalsozialismus und des zweiten Weltkriegs mit ihren Folgen für Status und Geltung des Deutschen dar. Dies ist zweifellos ein weites Feld. Um hier nur von der Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache im Anschluß an diese Zeit zu reden: man kann am ungarischen Fall sehen, wie als Folge des Zweiten Weltkriegs die weltweite Vertretung der deutschen Sprache in die politische Auseinandersetzung zwischen Ost und West geriet und sich die einzelnen Länder entsprechend organisatorisch auf die DDR bzw. die Bundesrepublik Deutschland hin orientierten. Das führte in Ungarn wie anderswo im Ostblock

dazu, daß die DDR und ihre Kulturinstitute und Lektorate die Vermittlung der deutschen Sprache und des Erbes ihrer Kultur übernahmen; die alte Tradition der unmittelbaren Verbindung und die politische Neutralität Österreichs brachte es mit sich, daß es von dort her noch bestimmte Kontakte gab (s. Nelde 1990), während die Verbindungen zum bundesdeutschen Sprachraum aus ideologischen Gründen weithin abgeschnitten waren. Diese Verhältnisse hatten natürlich auch Folgen für die vermittelte Sprachform. In den Fällen, wo nicht die Nachbarschaft mit Österreich prägend wirkte, wurde durch die DDR eine möglichst neutrale Normform des Deutschen, und zwar eine Normform nordöstlicher Provenienz, vermittelt. Hier hat sich in der Folge der politischen Wende manches geändert. Die wirtschaftlichen und politischen Wünsche, Ziele und Ideale haben nunmehr eine Richtung angenommen, durch die vor allem die Bundesrepublik Deutschland in das Blickfeld der Kontakte geraten ist. Die sichtbare Folge dieser Wandlung auf der kulturellen Ebene ist zum Beispiel der Ausbau der Goethe-Institute, die sich unter anderem bei der Umschulung von Russisch- zu Deutschlehrern nützlich machen, aber auch die Initiierung von Projekten im Rahmen des Mittel- und Osteuropaprogramms des DAAD, wo unter anderem ein deutschsprachiger Studiengang der Wirtschaftswissenschaften für Budapest entwickelt wird. Gleichzeitig hat sich natürlich auch der wirtschaftliche und kulturelle Kontakt zwischen Ungarn und Österreich erheblich intensiviert, was für die ungarischen Partner zum Teil zu kommunikativen Anforderungen führt, die deutlich südostdeutsch geprägt sind.

Man kann aus dieser Konstellation mögliche Situationen ableiten, in denen in Ungarn verschiedene Varietäten des Deutschen als angemessenes Kommunikationsmittel gelten könnten. Dabei soll von den privaten Kontakten zwischen Einzelpersonen, deren Typisierung allzu aufwendig wäre, abgesehen werden. Mit ihrer Hilfe soziolinguistischer Kriterien könnte man die einschlägigen Situationen etwa folgendermaßen einordnen:



Diese funktionalstilistische Skizze eines denkbaren kommunikativen Netzwerks, in dem das Deutsche eine Rolle spielt, ist eine Abstraktion über einer Vielzahl von Situationen, die sich um stereotype Konstellationen herum organisieren lassen. Solche stereotypen Konstellationen markieren etwa die Enden der durch das obige Schema ausgespannten Skala. Das eine Extrem stellt die schriftliche sachorientierte Kommunikation z. B. in den Wirtschaftswissenschaften dar: Von ihr wird die formellste, neutralste zur Verfügung stehende Sprachform aufgerufen – jede andere Sprachform wäre im Sinne des angestrebten kommunikativen Erfolgs unangemessen. Das andere Extrem stellt mündliche Äußerungen z. B. in touristisch-volkstümlichen Zusammenhängen dar. Hier kommt es nicht nur darauf an, sich deutschsprachigen Touristen verständlich zu machen, sondern das auch in einer Form zu tun, welche die Erwartungen der Partner nicht zu sehr enttäuscht. Das wird aus verschiedenen Gründen eher zur Wahl einer südostdeutschen, an das Österreichische anschließenden Varietät führen. Dazwischen liegen verschiedene Kombinationen, die unter anderem zeigen, daß Regionalität in den beiden oberen Ästen unseres Baums wohl nicht ganz die gleiche Kategorie ist. Beruflich sachorientierte Regionalität heißt zum Beispiel, daß ich mich im wirtschaftlichen Kontakt mit österreichischen Partnern der österreichischen Terminologie bedienen werde. Beim Einkaufsbesuch eines Ungarn in Wien gibt es darüber hinaus deutliche sozialpsychologische Gründe dafür, ein stärker südöstlich gefärbtes Deutsch zu verwenden, wenn man von weiteren Einflußfaktoren wie dem gesellschaftlichen Rang der Gesprächspartner und Ähnlichem einmal absieht. Mit solch einem Raster, der es erlaubt, einzelne Situationen im Hinblick auf die geforderten sprachlichen Kenntnisse zu charakterisieren, hätte man, wenn er in ausgebauter Form vorläge, ein Instrument, um die Anforderungen an eine sinnvolle Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache entsprechend zu qualifizieren.

Will man sprachlich adäquat handeln, muß man sowohl den Sach- wie den Beziehungsaspekt sprachlicher Äußerungen berücksichtigen. Dabei lassen sich in der Konstellation Ungarns sicherlich drei Situationstypen herausheben. Es gibt Situationen distanzierter Schriftlichkeit, die nach einer möglichst normgerechten und neutralen Sprachform verlangen, es gibt am anderen Ende die mündliche Nachbarschaftskommunikation, die regional spezifischer Weisen der Sprechsprachlichkeit bedarf, und man braucht – vor allem mündlich, aber wohl auch schriftlich – auch eine weniger strikte Normvarietät, die im Deutschen ohne gewisse regionale Merkmale nicht zu haben ist.

## 2. Drei Wege zum Deutschen

Diese geschilderten Situationstypen verlangen neben der Beherrschung unterschiedlicher sprachlicher Varietäten auch nach unterschiedlichen sprachlichen Fertigkeiten. In Anbetracht dessen, daß das Erlernen einer fremden Sprache auch einen Arbeitsaufwand darstellt, der dosierbar gehalten werden sollte, kann man je nach den individuellen bzw. gruppenspezifischen Bedingungen eine Abfolge der nötigen

Fertigkeiten und der geeigneten Varietäten entwickeln. Man kann zum Beispiel fragen, welche Rangstelle für jemanden, der überwiegend schriftlich mit bundesdeutschen Firmen interagiert, die aktive Beherrschung einer gesprochenen Nachbarschaftsvarietaet hat.

Die drei zentralen Varietaeten sind in unserem Fall konkreter so zu benennen: a) eine regional nicht differenzierte normierte Standardvariante, b) eine bundesdeutsch gepraegte Zentrumsvarietaet und c) eine sueddeutsch-oesterreichisch gepraegte Nachbarschaftsvarietaet.

In dieser Dreiheit spiegeln sich wesentliche Differenzierungen der sprachlichen Verhaeltnisse im binnendeutschen Sprachgebiet. Die Stufen dieser Unterteilung und auch die gewaehlte Reihenfolge zeichnen fuer den Fremdsprachenerwerb den Weg von einer unmarkierten zu zunehmend markierteren Sprachformen vor, deren angemessene Verwendung dann einen Zugewinn an kommunikativer Kompetenz spiegelt. Eine von bestimmten Situationen vorgegebene Umkehrung der Reihenfolge – ungesteuerter Nachbarschaftssprachenerwerb – laesst sich also als der eigentlich schwierigere Weg zum Ziel der Erweiterung der kommunikativen Reichweite und zum Erwerb einer angemessenen sozialen Selbstrepraesentation verstehen. Was nicht ausschliesst, daes im Fall von Nachbarschaftsspraechen gelegentlich beide Wege gemeinsam gegangen werden und gegangen werden muessen.

a) Fuer jede Art organisierten Fremdsprachenlernens und auch fuer die Zielsetzung einer moeglichst weitreichenden Veraendigung im gesamten Verbreitungsgebiet der gelernten Sprache ist es nuetzlich, von einer im Prinzip stark schriftlich gepraeigten Lernervarietaet auszugehen. Sie liefert nicht nur eine ziemlich strikt normierte grammatische Grundlage, mit ihrer Hilfe koennen auch die sachorientierten und nicht zu spezifischen Anforderungen in einer Vielzahl auftretender Situationen bewaeltigt werden. Zudem ist genau diese Varietaet die sprachliche Form, in der die Kultureme, die im Auuenkontakt des Deutschen bedeutsam sind, ihren Niederschlag gefunden haben. Dies zielt nicht nur auf die lernenswerten Elemente eines traditionellen Kulturbegriffs, sondern betrifft ebenso politische, wirtschaftliche und technische Inhalte wie die oben bereits genannten. Daes man auf diese Weise durch das Deutsche etwas fuer Ungarn Brauchbares lernt, ist das Charakteristikum eines schriftkulturellen Ausbaus, der ja den Erwerb des Deutschen als Fremdsprache sinnvoll erscheinen laesst.<sup>11</sup> Das bedeutet uebrigens nicht einen erhoehnten Schwierigkeitsgrad beim Erlernen der Fremdsprache und auch keine intellektualistisch-abseitigen Anforderungen. Man muess sich vielmehr klar sein, daes es viele Lerner gibt, die im Rahmen ihres Fremdsprachenlernens nicht dazu kommen werden, mehrere Varietaeten und ihren angemessenen Gebrauch zu erlernen. Unter diesen Bedingungen ist die hohe Reichweite und auch der Bezug auf Schriftlichkeit die beste Wahl, wenn nicht aus anderen Gruenden eine spezifischere Qualifikation vorrangiger ist.

Diese Sprachform wird weithin eine eher norddeutsche Idealnorm vor Augen fuehren: Das entspricht sowohl der historischen Herkunft der wesentlichen Normbestandteile wie auch dem Prestigegefuehle innerhalb des deutschen Sprachraums. Dennoch ist vom muttersprachlichen Regelsystem her gesehen diese Varietaet nicht in

allen Fällen die erste Wahl. Zum Teil gilt sie vom Beziehungsaspekt her als unangemessen: Da allerdings bei aktiver Verwendung durch den fremdsprachigen Lerner der Fremdsprachcharakter dieser Form bzw. die Varietätenbeschränktheit des Sprechens, die einem als Fremdsprachigem nicht angelastet werden kann, erkennbar bleibt, ist auch weniger mit den im deutschen Binnenverkehr erwartbaren sozialpsychologischen Sanktionen zu rechnen. Zum anderen Teil handelt es sich um eine genuin schriftsprachliche Form, die Mängel im Hinblick auf ihre Natürlichkeit aufweist, wenn sie gesprochen wird. Dafür kann bei ihr die ansonsten im Deutschen vorhandene Variation eher ausgeblendet werden. Im Hinblick auf den weiteren Ausbau der sprachlichen Kompetenz bietet diese Form die generellste Basis, auf die auch häufig im kommunikativen Notfall zurückgegriffen werden kann.

b) Selbst wenn unter stabilisierten standardsprachlichen Verhältnissen ein Rückkopplungseffekt von der geschriebenen auf die gesprochenen Formen zu beobachten ist: gesprochene Sprache ist deutlich anders. Nun gibt es sicher eine Reihe von Gesetzmäßigkeiten gesprochener Sprache, die im Zusammenhang mit der begrenzten Reichweite der Planung in diesem Medium zu tun haben und daher universal sein dürften. Gerade aber der sprachspezifische Weg aus diesen Planungsaporien muß gelernt werden. Man hat gesagt, es sei nichts so schwer und so wichtig, wie zu lernen, in einer fremden Sprache angemessen zu zögern. Diese Fähigkeit und der nah verwandte Partikelgebrauch liegen im Deutschen praktisch nur in, wenn auch großräumiger, räumlicher Differenzierung vor: Wer *eben* sagt, sagt auch *sowieso*, und wer *halt* sagt, vielleicht auch *eh*.<sup>12</sup> Es ist es zwar richtig, wenn die Sprachwissenschaft vom Systemstandpunkt her feststellt, alle Varietäten des Deutschen seien gleich gut. Den vorhandenen Unterschieden in der Einschätzung verschiedener Sprachformen wird aber damit nicht hinreichend Rechnung getragen. Systemlinguistisch betrachtet ist die in der Bundesrepublik als gesprochener Standard angesehene Norm um nichts besser oder schlechter als denkbare Alternativen etwa aus Österreich. Faktisch hat sie aber durch die schiere Größe und die damit verbundenen Folgen für die Außenrepräsentation einen prägenden Wert für das, was man als Deutsch als Fremdsprache vermittelt. Auch in der medialen Präsenz des Deutschen außerhalb seines eigentlichen Verbreitungsgebiets schlägt sich diese Form nieder: Genannt seien hier in Sonderheit die durch die Satellitentechnik verbreiteten Sendungen der deutschen TV-Privatsender: Dadurch wird z. B. auch die TV-Werbung, die ja etwa bei bundesdeutschen Produkten in Österreich noch immer versüddeutscht wird, im Originalton Nord an die Menschen in Mittel- und Osteuropa gebracht. Man mag das gutheißen oder nicht, das sprachliche Außenbild vom Deutschen wird vorrangig vom Stakkatotyp des Nordens geprägt. Das heißt auf pragmatischer Ebene, von einem Regelsystem für Höflichkeit, das die kühl-zurückhaltende Distanz, die „Ehrerbietung“ als Grundkodierung für Höflichkeit benutzt. Der Grundcharakter von Distanz führt auf der anderen Seite zu einer auffälligen Direktheit, die anderswo, selbst schon im deutschen Süden, als unhöflich gilt (vgl. Weinrich 1986). Man wird letztlich als Lerner wählen müssen, wie man sein fremdsprachliches Selbstbild gestalten möchte. Man sieht hier aber gut, daß es für das Ziel

eines angemessenen sozialverträglichen Handelns in der fremdsprachlichen Welt immer der interkulturellen Interpretation der gelernten Sachverhalte bedarf. Dennoch gilt auch unter pragmatischem Gesichtspunkt, daß ein mittel- bis norddeutsch geprägtes Agieren in einer Lernervarietät als unmarkiert gelten kann. Noch klarer ist es im systemlinguistischen Bereich: Die grammatischen Gesetzmäßigkeiten und auch ein Großteil der lexikalischen Festlegungen der nördlichen Varietäten des Deutschen haben als der Normalfall gesprochener Umgangssprache zu gelten, der zudem auch im binnendeutschen Verkehr als eine normative Bezugsfolie benutzt werden kann.

c) Eine Reihe von Situationen – so vor allem welche, die gesprochenes Deutsch einfordern – sind andererseits nur angemessen zu bestehen, wenn man in ihnen sprachliche Nähe und Nachbarschaft, im konkreten Fall „Süddeutschheit“ signalisieren kann. Es wird also unter bestimmten Bedingungen zum Gelingen der intendierten sprachlichen Handlungen nötig sein, eine regionalisierte Sprachform zu vermitteln. Wie oben schon angedeutet, kann das zweierlei heißen. Zum einen kann es um eine sachorientierte Regionalisierung gehen, die es einem erlaubt, sich bei einem Partner vernünftigerweise der seiner Herkunftsregion entsprechenden Terminologie zu bedienen. Das sind als naheliegendster Fall z. B. staatspezifische politische, rechtliche, wirtschaftliche und organisatorische Benennungen, die für Österreich und die Bundesrepublik Deutschland, aber auch für die Schweiz unterschiedlich sind. Soweit die sonstige Lebenspraxis der Sprecher das Wissen um solche Differenzierungen nicht leistet, sind hier die Landeskunde und der Fachsprachenunterricht gefragt. Auch hier gilt überdies an den Rändern, daß – wenn nicht spezifischere Anforderungen gelten – eine unmarkierte Normalform kommunikativ günstiger ist. Das gilt in Sonderheit, wenn ein regionales Spezialwort in den anderen Sprachregionen unliebsame Konnotationen hervorruft (vgl. z. B. die österreichische Bedeutung von *Mist* als ‚Abfall‘). Bei dieser Art von Regionalisierung handelt es sich aber auf jeden Fall um Dinge, die nicht den Standardsprachcharakter der jeweiligen Sprachform bedrohen.

Die andere Art von Regionalisierung betrifft eine Adaptation hauptsächlich aus Gründen des Kontakts oder des Beziehungsaspekts, auch der Identität. So wäre es sicher im als „typisch ungarisch“ angesehenen Tourismusbereich eher kontraproduktiv, Partner aus dem österreichischen oder süddeutschen Raum in der nördlichen Koiné anzusprechen. Aber auch vom deutschsprechenden Ungarn aus gesehen paßt möglicherweise ein eher südlicher Duktus besser zum einheimischen pragmatischen Konzept – der Ungar dürfte auch auf ungarisch wohl eher ein Legatosprecher sein, mit südlichen Regeln der Höflichkeit, die auf „Nähe“ statt auf „Distanz“ basieren.

Diese Fragen sind vom bundesdeutschen Standpunkt aus auch deshalb von Interesse, weil es gerade in den letzten Jahren eine recht intensive Diskussion um die Existenz und den möglichen Status eines österreichischen Deutsch gegeben hat. Die in diesem Zusammenhang diskutierten Punkte sind außerordentlich strittig, die gesamte Diskussion ist stark ideologisch überlagert. Von den sprachlichen Unter-

schieden her scheint es unnötig, die Existenz von zwei unabhängigen Standard-sprachsystemen anzunehmen, ohne daß damit die Unterschiede, die durch die Eigenstaatlichkeit und als Element einer eigenen Identität gegeben sind, gelehnt würden.

### 3. Für eine sinnvolle Reihenfolge der Varietäten

Im letzten Punkt wurde darüber gesprochen, welche Art von Verwendungsweisen von Deutsch ein angenommener ungarischer Sprecher, Hörer, Leser und Schreiber des Deutschen beherrschen sollte. Und natürlich kann die Antwort nicht sein, er solle am besten Deutsch wie ein Muttersprachler können. Ganz abgesehen von den großen Schwierigkeiten, dieses Ziel praktisch zu erreichen, ist es auch theoretisch höchst schwierig, in Anbetracht der interkulturellen Interaktion, die ja schon das Erlernen einer Fremdsprache darstellt, ein Ergebnis zu erwarten, das so aussieht, als habe es diese interkulturelle Rückkopplung nie gegeben. So ist denn ein Erkennenlassen der Fremdsprachigkeit gerade bei hervorragender Sprachkenntnis so etwas wie ein Schutz vor Mißverständnissen. Die 180°-Alternative hieße dann ja, man solle die Lerner ausschließlich in den Varietäten und Verwendungen schulen, die sie vorzugsweise brauchten. Wir wollen hier nicht diskutieren, wie weit eine solche Partikularisierung sinnvoll ist. Gerade im Hinblick auf die Fachsprachenvermittlung ist diese Frage ja vielfältig hin- und hergewendet worden. Wenn diese Partikularisierung funktionieren würde, wäre auf jeden Fall eine sprachliche Mehrklassengesellschaft die Folge, wobei der Weg in die jeweiligen Richtungen nicht von jeder Seite gleich schwierig bzw. einfach wäre.

Wie kann eine vernünftige Grundlage aussehen, die weder dem Ideal eines Muttersprachler-Clones noch dem eines funktionalen Kleinstnischen-Deutsch verpflichtet ist?<sup>13</sup>

Das Deutsche muß gemäß seinem Status als westeuropäische Schrift- und Kultursprache vermittelt werden, da gerade in diesem Status seine überregionale Bedeutung liegt, die es zu begründen erlaubte, es auch in einem schulischen System der modernen Fremdsprachen als die Sprache mit Anspruch auf Platz 2 zu beschreiben. Damit ist aber im Regelfall – z. B. des schulischen Fremdsprachenunterrichts – von der Sprachform auszugehen, die das Spektrum der Eigenschaften des Deutschen, die es zu einer Sprache des genannten Typs machen, soweit wie möglich abdecken kann. Darauf kann die gewünschte Varietätendifferenzierung aufbauen. Die damit gegebene Hierarchie der Sprachformen ist aber nicht einfach in eine entsprechende Reihenfolge des Erlernens umrechenbar.

Am wenigsten markiert ist zweifellos eine neutrale standardsprachliche Form – wie sie in den gängigen Lehrbüchern ja auch zumeist als Idealziel im Hintergrund steht. Schon bei binnendeutsch-muttersprachlichen Verhältnissen gilt, daß diese normale Sprachform am besten in geschriebener Form realisiert wird. So liefert sie denn auch die Grundlage für das Verständnis und die Produktion schriftlicher Texte. Allerdings ist bei dem Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, das Sprachen



wie das Deutsche heutzutage darbieten, nicht angemessen, diese schriftlichen Formen als sekundär und künstlich zu betrachten. Die neuere Schriftsprachenforschung hat zwar die Eigenständigkeit der Systeme geschriebener und gesprochener Sprache betont, dennoch ist die soziolinguistische Folge der Durchsetzung schriftsprachlicher Kompetenz ein zunehmender Einfluß geschriebener Standards auf die gesprochene Sprachform, zumindest in öffentlichen oder offizielleren Situationen. Dagegen ist der in bestimmten Textsorten zu beobachtende wachsende Einfluß gesprochener Umgangssprache weitaus stärker stilistisch markiert; dieser Einfluß soll auch hier nicht unser Thema sein. Unter diesen Voraussetzungen ist neutrale Standardform, die gesprochen als ein eher norddeutsches Hochdeutsch erscheint, in all den Bereichen, in denen es um sachorientierte Interaktion geht, ohne Problem einzusetzen. Ein gewisser Grad an lexikalischer Variation ist in diese Sprachform problemlos einzubauen; so stellen etwa die staatspezifischen Terminologien und ähnliches keine Schwierigkeit dar.

Dieser reinen Standardvarietät fehlen aber, sofern sie gesprochen wird, bestimmte typische Merkmale des Oralen. Das betrifft verschiedene Elemente struktureller Mündlichkeit, die wegen der Poliarialität des Deutschen häufig nicht in regional unspezifischer Weise realisiert werden können. Dafür seien zwei Beispiele genannt. Für die morphosyntaktischen Regeln kann man hier das Tempussystem als Beispiel nehmen. Man kann annehmen, daß das Tempussystem der gesprochenen Varietäten des Deutschen grundsätzlich anders funktioniert als das der geschriebenen Sprache, etwa bei der Signalisierung der Zusammenhänge zwischen Zeitstufen („relative Tempora“). In dieses weitere Umfeld gehört auch, daß sich regional Temporalsysteme gesprochener Sprachen entwickelt haben, die einerseits auf schriftsprachähnliche Weise so etwas wie Vergangenheit signalisieren. Das heißt formal auch, diese gesprochenen Varietäten des Deutschen haben ein präteritales Formensystem. Dagegen geht, je südlicher man kommt, die Tendenz zu einem System mit der ausschließlichen Signalisierung von Vorzeitigkeit; formal hin zu einem System nur mit einem Perfekt und darauf aufbauenden Formen. Das zweite Beispiel stammt aus dem lexikalisch-syntaktischen Übergangsbereich, und es sind die Abtönungs-, Modal- usw. -partikeln, die die Oralität im Deutschen in so typischer Weise begleiten. Auch sie gibt es nur in regionalspezifischer Form und mit leicht unterschiedlichen pragmatischem Wert. Man wird nun einem Lerner des Deutschen nicht ankreiden, wenn in seiner gesprochenen Sprache solche Elemente fehlen. Sie wären für ihn aber unangesehen der reinen Verständlichkeit seiner Äußerungen doch sehr von Nutzen. Denn man kann zumindest einen Teil dieser Partikeln auch als Mittel verstehen, um unwillkommene Sprechpausen zu füllen, Verzögerungsphänomene also, die einem mehr Planungszeit geben. Das ist nun, wie oben schon gesagt, gerade etwas, was man in Fremdsprachen besonders gut brauchen kann. Auch in diesem Bereich hat sich aber, nicht zuletzt durch die Praxis, in den „sprechenden“ Medien Rundfunk und Fernsehen, eine Norm des Kolloquialen eingebürgert, die vom nördlichen Deutsch geprägt wird.

Diese Varietät dürfte die am wenigsten markierte kolloquiale gesprochene Form ergeben, sofern eine möglichst störungsfreie Kommunikation mit regional beliebig

wählbaren Partnern aus dem deutschen Sprachgebiet das Ziel des Erlernens der deutschen Sprache ist. Diese gesprochene Umgangsnorm trägt einen eher nördlichen Duktus. Den Effekt dieser Tatsache muß man in Rechnung stellen Auch wenn man bei einem fremdsprachigen Sprecher die Verwendung dieser Form als das Bemühen um eine unmarkierte Normalform interpretieren wird, gilt schon in weiten Bereichen Süddeutschlands, geschweige denn in Österreich, solch eine Sprachform nicht nur als nicht heimisch, sondern als eher befremdlich, auch in ihrem Duktus als unfreundlich. Es wird sich in solchen Fällen empfehlen, um Schwierigkeiten auf der Beziehungsebene zu vermeiden, sich in gewissem Umfang an den südlicheren Partner anzupassen. Es kommt dazu, daß man sich auch rezeptiv ohne Vorbereitung auf ihre Besonderheiten mit dem Verstehen der kolloquialen südlichen Formen schwer tun wird. Hier liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen der eher nördlichen und der eher südlichen Varietätenschichtung innerhalb des deutschen Sprachgebiets. In weiten Teilen Mittel- und Norddeutschlands sind die geschriebene und eine leicht modifizierte gesprochene Standardsprache sowie eine vergleichsweise schriftsprachnahe Umgangssprache das einzige, auf das man als deutschsprechender Ausländer stößt und worauf man vorbereitet sein muß. Dagegen ist das Sprachenbild im Süden weithin von der Folge der Tatsache geprägt, daß hier zwischen der hochsprachnahen Umgangssprache und den engsträumigen Dialekten ein nicht strikt unterbrochenes Kontinuum besteht. Das führt dazu, daß sich schon in der überregionalen Umgangssprache ein Bild ergibt, das recht deutlich von den Normen des schriftlichen Standards differiert. Wie wir verschiedentlich angedeutet haben, werden solche Sprachformen zum Teil auch sehr stark als Identitätsmerkmale interpretiert. Damit sind über Fragen der Verständlichkeit hinaus bei der Beherrschung bzw. Nichtbeherrschung der entsprechenden Variation auch Fragen der Partnerbeziehung, der gegenseitigen Wahrnehmung als höflich oder unhöflich und ähnliches involviert. Das heißt, wenn man mit Partnern aus entsprechenden Regionen des deutschen Sprachgebiets erfolgreich interagieren will, reicht es nicht aus, einfach zu konstatieren, hier würden von der Hochsprache abweichende Formen gebraucht.<sup>14</sup> Ein funktional orientierter Plan für den Aufbau einer Lernerkompetenz des Deutschen als Fremdsprache hat sich an den skizzierten Schwerpunkten des Varietätenspektrums im deutschen Sprachgebiet zu orientieren: Fähigkeiten sind zu erwerben auf der Ebene einer relativ festen schriftsprachlichen Norm, auf der Ebene einer neutralen, das heißt faktisch eher nördlichen gesprochenen Form, die Mittel der Signalisierung von Oralität zur Verfügung stellt, und auf der Ebene der umgangssprachlichen Nähevarietäten: Da das im Fall Ungarn gerade die Varietäten des deutschen Südens sind, ist die erwartbare und zu beherrschende Variation besonders groß.

### C. Variation, Norm und Deutsch als Fremdsprache

Ist das nicht auf einem Umweg wieder das Ziel des besseren, da ubiquitären Muttersprachlers? Das ist es natürlich nicht. Wichtig ist es aber doch, eine wünschenswerte Gesamtrepräsentation mit Kenntnissen zu verbinden, die auf erwart-

bare Situationen des interkulturellen Kontakts reagiert. Gemäß dem oben vorgegebenen abstrakten Schema, nach dem sich die Situationen klassifizieren lassen, kann man auch Anforderungsprofile erstellen, die das allgemein Wünschbare und das individuell Nötige miteinander zu verflechten suchen.

## 1. Perzeption und Produktion

Es ist aus sprach- und kulturpolitischen, aber auch allgemein aus Gründen einer „modernen“ Verwendung des Deutschen als Fremdsprache nicht unsinnig, die sachorientierte Kommunikation in den Mittelpunkt des Lernens zu stellen. Denn zum einen handelt es sich hierbei um die prestigeträchtige schriftliche Kommunikation zwischen den Funktionaleliten moderner marktwirtschaftlich orientierter Staaten, zum anderen ist, was bei einer internationalen Regionalsprache wie dem Deutschen wichtiger ist als beim Englischen, damit auch die deutschsprachige Kultur in ihrer schriftsprachlichen Fixierung zugänglich. Wenn man sich die wünschenswerten Kommunikationsprofile entsprechender Funktionaleliten genauer überlegt, dürfte es den davon betroffenen Personen häufig um die Aufnahme in deutscher Sprache einherkommender Information gehen. In weiten Bereichen der fachlichen Kommunikation dürfte die Rezeption vor der Produktion stehen: Es geht häufig darum, einem Text komplexe Information entnehmen zu können. Dabei dürfte – verstärkt durch neue mediale Formen wie den Computer und das Fax – das Lesen deutlich vor dem Hören rangieren; soweit es um fachliche Interaktion geht, wird auch die mediale Mündlichkeit deutliche Züge struktureller Schriftlichkeit tragen. Daneben werden allerdings auch Fähigkeiten in der – je nach Sachbereich zu differenzierenden – Führung von Diskussionen und Verhandlungen über sachliche Dinge vorrangig geschult werden müssen.

Bei Personen eines solchen Interaktionsprofils im Deutschen als Fremdsprache, die wichtige Knotenpunkte in einem zu wünschenden Netz der Deutschlerner darstellen, scheint es nicht zuletzt aufgrund der strukturellen Defizite kommunikativ gelernter sprachlicher Formen im Hinblick auf die genannten Anforderungen unnötig aufwendig, mit rein kommunikativen Methoden zu beginnen und sich dann transferierend in die anderen medialen Formen und Fähigkeiten vorzubewegen. Hier scheint es vielmehr wesentlich einfacher, sich zunächst um den Aufbau perzeptiver und danach aktiver Fähigkeiten in einem schriftsprachlich geprägten Standarddeutsch zu kümmern, um von daher dann die anderen Fertigkeiten anzugehen. Das heißt, es ist zu Beginn sicherlich wichtiger, diesen Typ von Lerner im Beherrschen einer schriftsprachlich geprägten Norm zu schulen, weniger wichtig, seine gesprochenen Varietäten des Deutschen mit Merkmalen der Oralität so natürlich wie irgend möglich auszustatten. Dieser Satz gilt natürlich nur unter Hinzunahme des sprichwörtlichen Körnchens Salzes. Denn natürlich muß auch das Sprechen über die Dinge, die man fachlich kennt und versteht, geübt werden. Als Sprachform würde hier allerdings eine nach der Schrift gesprochene eher nördliche Varietät ausreichen, die ja beim Fremdsprachler sozialpsychologisch weithin unschädlich ist.

Allerdings ist es beim Erlernen der Diskussions- und Verhandlungsführung wichtig, die Mittel beizubringen, die der Lerner für sein Gesprächsmanagement braucht, und ihm andererseits soviel Kenntnisse, zum Beispiel über die bundesdeutsche Differenzierung im Höflichkeitssystem, zu vermitteln, daß er auf unterschiedliche Partner jeweils angemessen reagieren kann. Die produktive Beherrschung, ja selbst eine ausgeprägte Fähigkeit zum Verständnis standardferner Varietäten spielt in diesem Profil eine nicht hervorstechende Rolle.

Diesem Kommunikationsprofil sind mehrere andere zur Seite zu stellen, bei denen dann jeweils andere Anforderungen vorherrschen. So gibt es sicherlich im touristischen Bereich viele Fälle, wo die Erfüllung der Anforderungen des Beziehungsspekts den Sachaspekt der Verständlichkeit deutlich überwiegt. In solchen Fällen wird man die Schwerpunkte anders setzen müssen.

Trotz unterschiedlicher praktischer Schwerpunktsetzung und trotz der nötigen Methodenvariation im einzelnen Lernprozeß ist der Gesamtstatus des Deutschen als zweiter Fremdsprache nur über seinen kulturellen und politisch-wirtschaftlichen Status zu rechtfertigen, und das heißt über seine Schriftsprachlichkeit.

## **2. Variation und sprachliches Handeln**

Wenn dieser Aspekt des Vorherrschens von Schriftlichkeit auch die Bedeutung der Variation im Deutschen insoweit mindert, als der Nutzen der neutralen Standardform doch recht hoch ist, muß unter anderem Aspekt betont werden, daß das angemessene Umgehen mit der im Deutschen vorfindlichen Variation zum endgültigen Funktionieren des interkulturellen Kontaktes gehört – und das viel mehr als beim Englischen. Um angemessen sprachlich interagieren zu können, auch um in einer Weise wahrgenommen zu werden, die einem selbst als ein adäquates Bild von sich selbst erscheint, muß man in einem gewissen Umfang in der Lage sein, das eigene und das Interaktionssystem der Partner einschätzen zu können – und man muß sich nicht zuletzt auch die sprachlichen Möglichkeiten aneignen, um angemessen reagieren zu können. Unter diesem Aspekt ist es wichtig, eine auf die regionale Herkunft des Partners eingestimmte Handlungskompetenz zu schulen. Diese Schulung hat zwei Seiten: Man muß zum einen auf eine ernsthaft realistische Weise die im Deutschen vorfindlichen Sprech- und Interaktionsweisen zugänglich machen, so daß der Lerner sie angemessen zu interpretieren in der Lage ist. Man muß dann aber auch die interkulturellen Lernprozesse für das eigene Verhalten des Lernalters nutzbar machen. Dazu muß man sich überlegen, wie man sich verhalten soll, um in angemessener Weise wahrgenommen zu werden. Das ist oft nicht leicht, da auch hier häufig die Erwartungen des Partners über kulturelle Stereotype präformiert sind. So wird man, um zur obigen Grobcharakteristik zurückzukehren, den Ungarn eher in der Nähe des Legatotyps vermuten, der Höflichkeit durch Nähe und Freundlichkeit signalisiert. Das ist im Kontakt mit süddeutsch-österreichischen Sprechern sicherlich unproblematischer als bei norddeutsch geprägten Partnern. Und selbst wenn man nicht zu chamäleonartiger Anpassung kommt, so ist auf je-

den Fall hilfreich, von solchen Erwartungen und ihrer die Wahrnehmung steuernden Kraft zu wissen. Da dieser Punkt nicht nur Fragen der Sprache berührt, sondern die verschiedensten Aspekte der sozialen Symbolik, ist auch hier wieder eine Aufgabe für eine interkulturell orientierte Landeskunde.

### 3. Sachorientierter und kontaktorientierter Sprachgebrauch

Die Unterscheidung zwischem dem sachorientierten, fachlichen und dem kontaktorientierten, eher privaten Sprachgebrauch stellt eine grundsätzliche Unterscheidung dar. Nicht von ungefähr erinnert sie ja an die Bühlersche Unterscheidung von Darstellungsfunktion auf der einen und Appell- und Ausdrucksfunktion auf der anderen Seite. Wenn es auch im fachlichen Bereich der Kommunikation eine gewisse regionale Differenzierung der fachlichen Terminologie und anderer Merkmale fachlichen Sprechens und Schreibens gibt, wesentlich wichtiger ist die regionale Variation, soweit sie Folgen für den Beziehungsaspekt in der Kommunikation hat. Wie der Hinweis auf Bühler schon zeigt, verteilen sich aber die beiden Aspekte nicht trennscharf auf bestimmte Textsorten. Vielmehr mag, vor allem im mündlichen Sprachgebrauch, der Anteil der beiden Funktionen deutlich variieren. Aber auch hier scheint es mir die von der Reichweite und vom Arbeitsaufwand der Lerner her sinnvollste Variante zu sein, jene neutrale Sprachstufe, die man für die sachorientierte Ausdrucksweise lernt, gesprächsmäßig anzureichern, und nicht umgekehrt mit einer regional geprägten natürlichen Gesprächsform zu beginnen, um von da aus den umgekehrten Weg zu gehen. Wie schon oben erwähnt, muß man die hier postulierte Hierarchie der Sprachformen nicht einfach in eine Lernensreihenfolge umsetzen, vielmehr mag durchaus an den beiden Enden des Sprachlernens gleichzeitig angefangen werden; man muß dann bloß wissen, daß man damit verschiedenes tut und fördert.

### Anmerkungen

- 1 S. z. B. Glück 1995, S.205/206.
- 2 Vgl. die in Eichinger (1994c, S.47–51) dokumentierte Auseinandersetzung um den Deutschunterricht im Elsaß.
- 3 Vgl. dazu die Überlegungen im Rahmen des sogenannten Kommunitarismus, s. Taylor 1993.
- 4 Zudem habe ich aufgrund einer Partnerschaft zwischen der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Passau und der Wirtschaftsuniversität Budapest eine etwas genauere Kenntnis der dortigen Verhältnisse. Vgl. auch Eichinger 1994b, wo sich eine Skizze zentraler Punkte findet, die im vorliegenden Beitrag behandelt werden.
- 5 Der von Frau Gellert-Novak (1993) untersuchte Sprachgebrauch in Euroregionen bestätigt diese Tendenz.
- 6 Zu einem weiteren möglichen Grund s. Schatte 1993.

- 7 Wie es zur Wahl der einen oder anderen Partnersprache kam und was man daraus für die heutige Interaktion folgern soll, kann aus Umfangsgründen hier nicht diskutiert werden.
- 8 Das gänzlich andere soziolinguistische Bild, das die Schweiz darbietet, mit der ausgeprägten Neigung zum Dialekt, dessen Gebrauch mehr und mehr bis an die geschriebene Hochsprache heranreicht, ist sicher kein glückliches Modell für das Erlernen des Deutschen als Fremdsprache und sei daher im weiteren auch beiseite gelassen.
- 9 Einige Hinweise zu anderen Bereichen finden sich in Götz 1995.
- 10 Vgl. dazu die Schilderung, die Elias Canetti von den Spracherfahrungen seiner Kindheit gibt; s. Redder 1991, S.36/37; Eichinger 1994a.
- 11 Zum Status „Schriftsprache“ s. Baum 1987.
- 12 Vgl. dazu Schlieben-Lange/Weydt 1978.
- 13 Das übrigens, wiewohl es natürlich schön ist, wenn Einzelne Deutsch so gut wie perfekt können, und es gut ist, wenn die meisten, die es brauchen, zumindest das Deutsch kennen, das sie brauchen.
- 14 Zu praktischen Folgerungen daraus s. Ehnert 1993.

## Literatur

- Ammon, Ulrich: Die internationale Stellung der deutschen Sprache. Berlin/New York 1992.
- Baum, Richard: Hochsprache, Literatursprache, Schriftsprache. Materialien zur Charakteristik von Kultursprachen. Darmstadt 1987.
- Bühler, Karl: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena 1934.
- Canetti, Elias: Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend. Frankfurt a. M. 1977.
- Eichhoff, Jürgen: Wortatlas der deutschen Umgangssprache. Bd. I/II/III. Bern/München 1977/1978/ 1994.
- Eichinger, Ludwig M.: (Nicht nur, aber auch) regional bestimmte Sprecheridentitäten im Konflikt. In: Hans-Werner Eroms (Hrsg.): Probleme regionaler Sprachen. Hamburg 1989, S. 53–82.
- Eichinger, Ludwig M.: Das Deutsche als Minderheitensprache. In: Der Deutschunterricht 44/6, 1992, S. 56–69.
- Eichinger, Ludwig M.: Deutsch in Osteuropa. In: Marc Vanderhauwaert/Luc De Grauwe (Hrsg.): Deutsch in Osteuropa. Gent 1994, S. 7–25. [= 1994a]
- Eichinger, Ludwig M.: Regionaler Sprachkontakt und fremdsprachliche Norm. Form und Verwendung der deutschen Standardsprache in Ungarn. In: Nelu Bradean-Ebinger (Hrsg.): multi-lingua. Festschrift für Professor Endre Fülei-Szántó zum 70. Geburtstag. Budapest 1994, S. 99–112. [= 1994b]
- Eichinger, Ludwig M.: Sprachliche Kosten-Nutzen-Rechnungen und die Stabilität mehrsprachiger Gemeinschaften. Überlegungen zum Status sprachlicher Minderheiten in Staaten West- und Mitteleuropas. In: Uta Helfrich/Claudia Maria Riehl (Hg.): Mehrsprachigkeit in Europa. Hindernis oder Chance? Wilhelmfeld 1994, S. 31–54. [= 1994c]
- Ehnert, Ralf: Regionale Varianten des deutschen Sprachraums im Fremdsprachenunterricht. In: Csaba Földes (Hrsg.): Germanistik und Deutschlehrerausbildung. Szeged/Wien 1993, S. 277–288.

- Erb, Maria: Zur interdisziplinären Untersuchung der natürlichen Zweisprachigkeit am Beispiel des Ungarndeutschen. In: Berend, Nina/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt a. M. u. a. 1994, S.263–272.
- Földes, Csaba: Zur Identität der deutschen Minderheit in Ungarn. In: Ertelt-Vieth, Astrid (Hrsg.): Sprache, Kultur, Identität. Selbst- und Fremdwahrnehmungen in Ost- und Westeuropa. Frankfurt a. M. u. a. 1993, S. 67–81.
- Gellert-Novak, Anne: Europäische Sprachenpolitik und Euroregionen. Ergebnisse einer Befragung zur Stellung der englischen und deutschen Sprache in Grenzgebieten. Tübingen 1993.
- Glück, Helmut: Westdeutsch + Ostdeutsch = Gesamtdeutsch? Die deutsche Sprache fünf Jahre nach der Wende. In: Sprachwissenschaft 20, 1995, S. 187–206.
- Götz, Ursula: Regionale grammatische Varianten des Standarddeutschen. In: Sprachwissenschaft 20, 1995, S. 222–238.
- Handke, Peter: Mein Jahr in der Niemandsbucht. Frankfurt a. M. 1994.
- Mermet, Gérard: Die Europäer. Länder, Leute, Leidenschaften. München 1993.
- Neide, Peter H. (Hrsg.): Deutsch als Muttersprache in Ungarn. Stuttgart 1990.
- Reiffenstein, Ingo: Deutsch in Österreich. In: Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache nach 1945. Marburg 1983, S. 5–27.
- Redder, Angelika: Fremdheit des Deutschen. Zum Sprachbegriff bei Elias Canetti und Peter Weiss. In: Jahrbuch DaF 17, 1991, S. 34–54.
- Schatte, Christoph: Repräsentation von Internationalismen im Polnischen unter dem Aspekt ihrer Schreibung und Lautung. In: Eichinger Ludwig M./Raith, Joachim (Hrsg.): Sprachkontakte. Konstanten und Variablen. Essen 1993, S. 173–180.
- Scheuringer, Hermann: Deutsch – Alte und neue Lingua franca in Ostmitteleuropa? In: Germanistische Mitteilungen 37, 1993, S. 69–92.
- Schlieben-Lange, Brigitte/Weydt, Harald: Für eine Pragmatisierung der Dialektologie. In: ZGL 6, 1978, S. 257–282.
- Taylor, Charles: Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie? In: Transit 5, 1993, S. 5–20.
- Wandruszka, Mario: Die europäische Sprachengemeinschaft. Tübingen 1990.
- Weinrich, Harald: Lügt man im Deutschen, wenn man höflich ist? Mannheim/Wien/Zürich 1986.
- Wolf, Norbert Richard: Kann man in Österreich deutsche Sprachwissenschaft betreiben. In: Stimulus. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 1994/3, S. 16–29.
- Zemb, Jean-Marie: Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch. Teil 2. Mannheim/ Wien/ Zürich 1984.